Sozialistische Erziehung

Organ der Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde und der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands

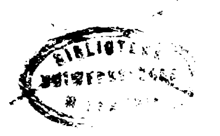
Heft 7 Juli
Jahrgang 1932

Sind Sozialismus und Familienerziehung miteinander vereinbar?

Von Gerda Kautsky.

Wenn von „sozialistischer Erziehung" gesprochen wird, hört man vielfach die Auffassung, daß darunter ein Zukunftsbegriff zu verstehen sei, eine Utopie sozusagen, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre es fast unmöglich, in sozialistischem Geiste zu erziehen, geschweige denn eine sozialistische Erziehung aufzubauen. Die erste Voraussetzung für eine sozialistische Erziehung sei die Gemeinschaftserziehung und das Brechen mit allen Vorurteilen und Mißständen, wie sie das Leben innerhalb der Familie mit sich bringt. Da heute aber die Familienerziehung die herrschende Erziehungsform sei und voraussichtlich noch eine zeitlang bleiben werde, müsse das Schlagwort von der „sozialistischen Erziehung" eben doch nur eine Utopie bleiben.

Gerade solchen Ueberlegungen gegenüber erscheint es doppelt angebracht, die Möglichkeit der Durchdringung der Familienerziehung mit sozialistischem Geist mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Bei näherem Zusehen gibt es eine ganze Fülle von Ansatzpunkten, die sich im Alltagsleben der Familie für die sozialistische Erziehung ergeben. Die erste Voraussetzung dazu ist allerdings die Preisgabe der autoritären Elternstellung, die nicht nur vom Gesichtspunkt der sozialistischen Erziehung aus gefordert werden muß, sondern in erster Linie aus rein pädagogischen Gründen. Der Vater, der vom Sockel der Autorität herabsteigt, ist seinem Kinde näher; er kann es besser beobachten und verstehen, und das Kind kann zu der auf gleichem Niveau mit ihm lebenden Persönlichkeit viel eher Zutrauen gewinnen, als zu der auf dem Wolkensitz der Unfehlbarkeit und der Unnahbarkeit tronenden. Diese Forderung ist aber gerade für den unter kapitalistischen Bedingungen arbeitenden Vater sehr schwer zu erfüllen. Wer acht Stunden des Tages gezwungen ist, seinen Nacken zu beugen, sucht nur zu gerne die Entschädigung dafür in seiner Familie, an der nun alle gekränkten Herrschaftsgelüste befriedigt werden. Es ist gerade für den proletarischen Vater sehr schwer, auf die Ueberzeugung zu verzichten, daß sein Kind nicht nur dem Verwandtschaftsverhältnis nach, sondern auch durch die Beziehung des Eigentums „sein" Kind ist. Ist aber diese gewiß sehr schwierige Umstellung einmal gelungen, so ergibt sich alles Uebrige mit Selbstverständlichkeit aus dieser Voraussetzung.



Im Augenblick, wo man erkennt, daß ein Kind kein persönliches Eigentum, sondern in erster Linie Mitglied der Gesellschaft ist — und zwar einer Gesellschaft, die durch einen Generationswechsel von der gegenwärtigen entfernt ist —, kann sich das jeweilige Elternpaar nicht mehr als Maß aller Erziehungsdinge betrachten. Es wird nicht mehr möglich sein, bei allen schwierigeren Fragen den Blick nach rückwärts zu wenden, um in der eigenen Entwicklung nach Vergleichen zu suchen; es wird nicht mehr möglich sein, die Zielsetzung der Erziehung den jeweiligen persönlichen Bedürfnissen anzupassen. Der autorativ eingestellte Vater mag noch sagen: das hat mir Freude gemacht, als ich in deinem Alter war, folglich wird es auch dir Freude machen! — Die autoritativ eingestellte, verwitwete Mutter mag in ihrem Kinde ihr einziges ihr verbliebenes Besitztum sehen und unter diesem Gesichtspunkt die Erziehung darauf einstellen, „daß ich in meinem Alter etwas von dir habe!" Sobald aber Eltern in ihren Kindern die zukünftigen Mitglieder der Gesellschaft sehen, sind alle derartigen Ueberlegungen unmöglich.

Die Preisgabe des Autoritätsgedankens hat aber noch andere Folgen. Der Glaube an die persönliche Autorität und Unfehlbarkeit erzeugt vielfach das Bedürfnis, diese Unfehlbarkeit als etwas Gesetzmäßiges, nicht dem Zufall Unterworfenes hinzustellen. Und was würde diese Gesetzmäßigkeit besser aufzeigen als das Bestehen einer immer wieder zum Ausdruck kommenden Familieneigentümlichkeit, einer „Erbmasse" sozusagen. Der Familiendünkel wächst auf dem Boden des Autoritätsgedankens, eine Lebenseinstellung, die vom Chauvinismus oder Rassendünkel nur quantitativ unterschieden ist. Aber gleichgültig, welcher Grad dieser Reihe — vom Familienstolz angefangen über Hurrapatriotismus und Nationalismus zum Rassendünkel — in Erscheinung treten mag, keine einzige dieser Spielformen verträgt sich mit dem Geist des Sozialismus. Darum hat der Sozialismus innerhalb der Familienerziehung in erster Linie den Familiendünkel zu bekämpfen.

Die Ausdrucksformen dieses „Familiengefühls", wie es verhüllend genannt wird, sind äußerst mannigfach. Sie treten nicht nur im Glauben an die Berufung des eigenen Geschlechts zutage, sondern auch im schäbigsten Egoismus, der sich etwa darin äußert, daß die proletarische Mutter ihrem Kind Butter auf das Brot streicht und die Speise mit der Ermahnung würzt, nur ja keinem anderen Kinde davon zu geben! Es ist das eine Einstellung, die nicht ganz so arg erscheint, wenn man an ihre Wurzeln geht und überlegt, unter wie vielen Opfern die Mutter das Butterbrot für ihr Kind sich abgespart hat. In den erhabensten Aeußerungen der Mütterlichkeit also, in den der Familie ureigensten Funktionen treten uns Regungen entgegen, die jeder sozialistischen Gesinnung Hohn sprechen würden. Darf man trotzdem hoffen, im Rahmen der Familie den Geist des Sozialismus zur Blüte zu bringen?

Beobachtung und Ueberlegung lassen diese Frage in gleicher Weise bejahen. Denn gerade die Familie könnte unter anderen als den kapitalistischen Lebensbedingungen der Boden sein, auf dem sich sozialistisches Fühlen am reinsten entfalten könnte. Eine Lebensgemeinschaft, aufgebaut durch den Geist der Liebe und der gegenseitigen Achtung, durch den Willen zur gegenseitigen Förderung — kann man sich etwas Geeigneteres vorstellen?

Es ist der Geist — oder richtiger Ungeist — der Autorität, der alles verdirbt und die besten Voraussetzungen unfruchtbar verdorren läßt. Der strenge Vater, die befehlende Mutter, der Kasernenhofton des täglichen Umgangs, der ewige Zeitmangel, der den einen den anderen nicht kennenlernen läßt, das sind die Faktoren, die das Familienleben mit jenem Geist erfüllen, der es dem sozialistischen Erzieher als denkbar ungeeignet erscheinen läßt für eine sozialistische Erziehung.

Wenn einmal alle Eltern verstanden haben werden, daß sie das Gespenst des Kapitalismus in die eigene Familie tragen, wenn sie die Begriffe des Besitzes und der Autorität auf ihre Kinder anwenden — dann werden Sozialismus und Familienerziehung durchaus miteinander vereinbar sein!

Argumente der Jugend und ihr Weg

Von S. Pölzl.

Die heranwachsende Jugend befaßt sich frühzeitig mit den Geschehnissen des öffentlichen politischen Lebens. Sie wird durch die starke aktive politische Betätigung aller Schichten der Bevölkerung bald mit der Politik in Berührung gebracht. Zuerst geschieht dies durch die Eltern. Die Eindrücke, die der heranwachsenden Jugend durch die Eltern vermittelt werden, sind oft von nachhaltiger Wirkung und mitbestimmend bei der Formung der Weltanschauung des Kindes.

Klassengenossen, die es als selbstverständlich ansehen, daß ihre Kinder aufrechte Sozialisten werden und einmal so wie sie selber mitkämpfen in den Reihen der klassenbewußten Arbeiterschaft, erleben an ihren Kindern oft die bittersten Enttäuschungen. Meist entgeht es der Beobachtung der Eltern vollkommen, daß ihre Kinder andere Wege gehen. Wie es dazu kommen kann, soll Gegenstand unserer Betrachtungen sein.

Vielleicht versuchen die Eltern, vorerst den Fehler bei sich selbst zu suchen. Die klassenbewußten, im Parteileben mittätigen Genossen nehmen fast nie Gelegenheit, mit ihren Kindern (aber auch Frauen) über das Schöne, das Heroische unseres Kampfes zu sprechen. Meist dürfen die engsten Familienangehörigen nur am Unangenehmen Anteil nehmen. Wenn es Streit gegeben hat, wenn man mit seinen Ansichten nicht durchdringt, wenn man mit der Arbeit überlastet ist und oft auch keine Anerkennung finden kann, muß das die Familie fühlen. Dort lebt sich dann der Unmut aus. Reden dann Mütter von der Partei, so sagen sie: „Wir streiten nur wegen der Partei" oder: „die Familie hat nichts vom Vater, er geht ihr durch die Politik verloren", „die Politik zerstört die Familie". Die Reihe dieser Klagen ist unendlich. Wer hätte sie noch nicht gehört, selbst im Munde geführt oder verursacht?

Bei den Erwachsenen werden diese Mißstimmungen überwunden. Bei den Kindern ist das anders. Ihre gefühlsmäßige Einstellung zum Sozialismus wird durch solche Aeußerungen nicht gefestigt. Es schleichen sich Zweifel ein, die später oft schwer wieder zerstreut werden können. Kinder sehen noch nicht das Ganze, die Sache, sie sehen viel stärker den Alltag, in dem sie stehen. Diese Aeußerungen werden später zu Argumenten gegen den Sozialismus, und die Eltern merken zu spät, daß sie mit Schuld daran tragen, wenn ihre Kinder ihren Klassengegnern helfen. Aus diesen Gründen müssen wir von den Eltern verlangen, daß sie, wenn sie mit den Kindern über die Partei, Politik und den Klassenkampf sprechen, nicht nur von dem Unangenehmen reden, sondern sie auch dann Anteil haben lassen, wenn sie voll Freude und Genugtuung auf eine große Leistung der Gesamtheit blicken, die durch ihre Mitarbeit erfolgreich wurde. Verhüllen wir unseren Kindern nicht die Schattenseiten des Klassenkampfes, lassen wir sie aber auch Anteil nehmen an unseren Erfolgen. So werden sie gerne unser Weggenosse sein.

Die Schule ist der zweite Faktor, mit dem die Kinder in engere Berührung kommen. Was liegt nun für den Lehrer näher, als daß er versucht, die Jugend weltanschaulich zu beeinflussen. Er wird gar nicht anders können. Bewußt oder unbewußt wird er durch kleine, geschickt angebrachte Bemerkungen versuchen, auf die Formung der Weltanschauung der Kinder Einfluß zu nehmen. Der Einfluß des Lehrers ist, besonders wenn er ein guter Pädagoge ist, nicht zu unterschätzen. Tausende proletarischer Kinder finden über ihren Lehrer den Weg in die sogenannten unpolitischen Turn- und Sportorganisationen und gehen unserer Kinderbewegung verloren. Oft unterstützen die Mütter die Bestrebungen in der Meinung, daß Turn- und Sportvereine ja doch nichts mit der Politik zu tun hätten. Wieviele junge Lehrer sind Führer in den verschiedenen bürgerlichen Wanderbünden bei den christlichen und deutschen Pfadfindern, und gewinnen ihre Schüler für diese Bewegung ohne viel Mühe. Mehr Nachsicht in der Schule, ein besseres Zeugnis — das sind die Hoffnungen, die viele proletarische Eltern auf eine solche Verbindung setzen. Ist da unsere Mahnung, auf der Wacht zu sein, nicht am Platze? Ist es nicht notwendig, darauf zu achten, was der Lehrer den Kindern sagt und wohin er sie führt?

Nicht unwesentlich in der Erziehung ist auch der Einfluß der Verwandten, Mitbewohner, Krämer und sonstigen Erwachsenen, mit denen das Kind in Berührung kommt. Die Großmutter (die das Kind sehr lieb hat) klagt über die „gottlose Zeit" und die bösen Sozialisten, die dem Menschen jeden göttlichen Trost in dieser schweren Zeit nehmen wollen. Die Nachbarin schimpft über den lästigen Ratenhändler, der ihr nicht von der Tür geht, und die Mutter stimmt womöglich mit ein, wenn sie sagt: „Ja, die Nazis haben schon recht, an allem Elend ist der Jude schuld, er saugt uns aus und raubt uns das letzte Geld aus der Tasche!" Beim Kaufmann geht es gegen Steuern und Zölle los, und an allem sind die Roten und die Juden schuld.

Das alles soll auf die Kinder ohne Einfluß bleiben? Wie schnell sind sie, durch diese Aeußerungen der alltäglichen Umgebung vorbereitet, bereit, die Phrasen der Arbeiterfeinde in sich aufzunehmen! Darf da das Gegengewicht, eine vernünftige, sozialistisch-politische Erziehung fehlen, und ist sie nicht gerade in dieser Zeit der schwersten politischen Kämpfe doppelt notwendig?

Später tritt das Kind in das Erwerbsleben, in die Lehre ein. Es kommt unter neue Einflüsse und in eine andere Interessensphäre.

Ich kenne einen Jungen, der in einer mechanischen Werkstätte beschäftigt ist. Der Meister hat einige Angestellte und arbeitet auch selber mit. Er unterhält sich mit dem Burschen über alle Begebenheiten im politischen und öffentlichen Leben, bespricht mit ihm die geschäftlichen Sorgen und bekommt so Einfluß auf seine Gedankenwelt. Wie auf allen Gebieten, so gibt es auch in der Mechanik in der Zeit der Krise verhältnismäßig wenig zu tun. Jedenfalls haben sich die Erwartungen, die der junge Meister in sein Unternehmen gesetzt hat, nicht ganz erfüllt. Obwohl er nun früher unserer Bewegung sympathisch gegenübergestanden hat, ist er jetzt „parteilos". Er ist weit davon entfernt, das wirtschaftliche Chaos als eine Folge der kapitalistischen Gesellschaft zu betrachten. Wie die großen Unternehmer macht auch er für den schlechten Absatz und die Stockung im Gewerbe die belastende soziale Gesetzgebung verantwortlich. In weiterer Folge richtet sich sein Unmut natürlich gegen die Sozialisten, die diese Gesetze geschaffen haben und damit das Kleingewerbe angeblich ruinieren. „Schau, ich bin doch sicher kein Ausbeuter; um ein guter Meister zu sein, braucht man keine Gesetze, man muß eben selber wissen, was man zu tun hat!" — Krankenkasse, Unfallversicherung, Achtstundentag, Urlaub, aber auch alle anderen sozialen Einrichtungen bedeuten eine „Belastung für den Staat, den Unternehmer und den Steuerträger, sind eine Verschwendung". Der Junge, dem es dort — abgesehen von der langen Arbeitszeit — ganz gut geht, und der manchmal mit dem Chef auf dem Motorrad fahren darf, ist diesen Argumenten sehr rasch zugänglich und sogar bereit, diese gegenüber seinen Klassengenossen zu verteidigen. Er nickt dem Meister verständnisvoll zu, wenn er sagt, daß er mehr Sorgen habe als der Betriebsarbeiter, der am Ende der Woche sein Geld holen kann und weiter kein Risiko hat.

Wie schnell hat dieser Junge doch alles Elend und alle Not seiner Kindheit vergessen! Wie gedankenlos vertritt er die Ansichten seines Meisters! „Ich gehe zu keiner Partei. Ich bleibe parteilos. Die Parteien sind nur für die Bonzen da, die den Arbeitern das Geld abnehmen. Der Tüchtige kommt schon allein vorwärts!"

Der Weg zu den Rechtsradikalen ist dann nicht mehr sehr weit. Auch sie sind gegen die Parteien. Auch sie wettern gegen die soziale Gesetzgebung, die die Wirtschaft zugrunde richtet, und auch bei ihnen heißt es: Freie Bahn dem Tüchtigen!

Eltern! Erkennt ihr nun die Gefahren, die bestehen, wenn die politische Erziehung unserer Jüngsten dem Zufall überlassen bleibt? Erkennt ihr die Ursachen, die dazu führen, daß die heranwachsende Generation eher geneigt ist, einem politischen Scharlatan zu folgen, als der Partei der klassenbewußten Arbeiterschaft? Seht ihr aber auch ein, wie wichtig und notwendig es ist, immer und überall als Sozialist zu handeln und zu reden? Erkennt ihr die Notwendigkeit, die uns zwingt, immer wieder zu versuchen, die Jugend von der Wichtig-

keit unseres Kampfes zu überzeugen, um sie dafür zu gewinnen? Nehmt Einfluß auf alle jungen Menschen eurer Klasse, die euch erreichbar sind, um sie zu begeistern für den Kampf der endgültigen Befreiung der Arbeiterklasse und die Errichtung einer Weltordnung, in der Recht, Freiheit, Glück und Friede herrschen!

Montessori-Pädagogik

Von Irma Fechenbach

Vor zwei Jahren ist, im Anschluß an den Verein internationaler Montessori-Gesellschaften, der Verein Montessori-Pädagogik Deutschlands gegründet worden. Seine wesentlichste Aufgabe besteht darin, durch enge Fühlungnahme mit der Schöpferin der Montessori-Methode, die auch die Präsidentschaft im Verein übernommen hat, im Sinn ihres Werkes zu arbeiten. Dies ist heute schon deshalb ganz besonders notwendig, weil vieles unter dem Namen „Montessori" gemacht wird, was mit den Grundsätzen der Montessori-Pädagogik kaum noch vereinbar ist.

Dieser Verein der Montessori-Pädagogik Deutschlands gibt nun im Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart in zwangloser Reihenfolge pädagogische Hefte heraus, die auch für uns als Kinderfreunde-Helfer eine Fundgrube wertvollen Materials darstellen.

Das erste Heft ist soeben erschienen. Es enthält neben einer Uebersicht über den Stand der deutschen Montessori-Bewegung fünf grundsätzliche Abhandlungen aus der Feder von *Maria Montessori*.

Welch ein beredter, kluger Anwalt ist hier den Kindern erstanden! Welche Feinheit in der Betrachtung der Probleme, welche Bescheidenheit im Urteil über das wenige, was wir von dem tiefsten Wesen der kindlichen Seele wissen, welche Achtung vor dem Unbekannten!

Der erste Aufsatz ist den „Neugeborenen" gewidmet. Treffend schildert die Verfasserin die durch die Geburt erfolgte ungeheure Umwälzung im Leben des Kindes. Sie fordert größte Zartheit für das Neugeborene und Verstehen und Erkennen all der Eigenarten, die wir so leicht als kindliche Fehler und Launen mit einer lässigen Handbewegung abtun. Gut gewählte, zahlreiche Beispiele veranschaulichen manche verbreiteten Mißgriffe von Erwachsenen.

Für uns als Helfer sind jedoch die folgenden Aufsätze von besonderem Interesse: „Der Erwachsene und das Kind in ihrer Arbeit", „Der Erwachsene und das Kind in der neuen Erziehung", „Die geistige Vorbereitung des Lehrers" und als letztes „Das Zentrum und die Peripherie".

Wie wir verlangt Maria Montessori eine grundlegende Aenderung im Verhältnis vom Kind zum Erwachsenen. Sie fordert, daß der Erwachsene seine Mission gegenüber dem Kind in einer anderen Richtung sehen muß als bisher, nämlich in der Richtung der höheren Achtung vor dem Kind. Diese Achtung vor dem kleinsten Kind geht wie ein roter Faden durch sämtliche Aufsätze. Doch Montessori bleibt bei dieser Forderung nicht stehen. Sie geht noch weiter. Sie sieht das Kind als „Vater des Menschen" und prägt den tiefsinnigen Satz: „Die Vollkommenheit des erwachsenen Menschen ist durch das Kind bedingt".

In ihrer Erziehung beschränkt sich Montessori auf die Vervollkommnung der Außenwelt. „Wir Erwachsene sind nur die Schöpfer unserer Außenwelt", schreibt Montessori, „und darum können wir auch dem Kinde nur mit dieser Außenwelt helfen. Die Arbeit des inneren Werdens muß das Kind allein leisten. Wer könnte jemals einem anderen wachsen helfen? Und wenn das Wachsen noch so mühevoll wäre, es könnte doch niemand durch eigenes Zutun eine Erleichterung schaffen."

Kinder haben ihre eigenen Gesetze und wir müssen begreifen lernen, wie verschieden die Existenz des Kindes von der unseren ist. Unsere Zivilisation wird durch das Kind von heute überwunden werden, es wird mehr leisten als wir, es wird für uns, die wir schwankend waren, handeln, es wird in der Umwelt ungeahnte Umgestaltungen vollbringen. Und wenn dieses Kind

mehr leisten wird als wir, will man dann sagen, daß wir die Lehrer dieses Kindes seien? Wer will es Dinge lehren, die wir nicht wissen, und an die wir gar nicht denken? Und so ist es unsere Aufgabe, und zwar die wichtigste von allen, nach Montessoris Worten, nicht Lehrer zu sein, sondern dem Kind die Möglichkeit zu geben, sich voll zu entwickeln, damit es den starken, freien und ausgeglichenen Menschen bilden kann, der mehr leistet als wir. Wir müssen dem Kind leben helfen.

Als Helfer der Kinderfreunde wissen wir, daß diese selbstlose Hilfe dem Kinde nicht immer zuteil wird. Fast immer entspringen die Leiden des Kindes dem Kampfe gegen den Erwachsenen, der es nicht verstanden hat, der ihm nicht leben hilft, der ihm nicht die ihm lebensnotwendige Atmosphäre geschaffen hat.

Frau Montessori kommt dann weiter zu der Forderung, daß wir als Erwachsene unsere Handlungen gegenüber dem Kinde einschränken müssen, denn „jede unnütze Hilfe, die dem Kind gegeben wird, ist ein Hindernis für seine Entwicklung".

Damit soll der Erwachsene jedoch keineswegs überflüssig werden. Er soll lediglich seine Aufgaben in einer anderen Richtung sehen als bisher, nämlich in der Richtung der höheren Achtung vor dem Kind. Nicht die erzieherische Hilfe für das Kind darf demnach abgeschafft werden, nicht sie ist es, die uns hindert, das Kind zu verstehen, sondern der innere Zustand des Erwachsenen.

Aus dieser Einstellung heraus ist es für die geistige Vorbereitung des Lehrers und Erziehers ungemein wichtig, daß er nicht glauben darf, sich durch Studieren am Schreibtisch für seinen Beruf vorbereiten zu können, um die hierzu nötige Bildung zu erwerben. Vor allem anderen muß er selbst seine innere moralische Haltung festigen, denn die Hauptfrage ist, wie man das Kind betrachtet. Als Vorbedingung für diese Betrachtung anderer ist es aber notwendig, sich selbst betrachten zu lernen, mit dem Ziel, bestimmte Fehler an sich selbst zu entdecken, die dem Erzieher und Lehrer bei der Behandlung von Kindern zum Hindernis werden könnten. Um diese Fehler zu entdecken, die schon im Wesen der Erwachsenen fest eingewurzelt sind, bedarf es einer Hilfe, einer Art Belehrung, gerade so, wie man die Hilfe eines anderen braucht, um zu erfahren, was man im Auge hat.

Sehr gut charakterisiert Montessori die Wehrlosigkeit des Kindes gegenüber dem starken und mächtigen Erwachsenen. „Die Bedürfnisse des Kindes", schreibt sie, „werden allein vom Erwachsenen gefördert oder unterdrückt. Ein Protest dagegen von seiten des Kindes ist eine Unbotmäßigkeit, die zu dulden gefährlich wäre. Den Respekt finden wir nun auf der Seite, auf der der Schwache den Starken achtet. Die Verletzung des Respektes vor dem Kind durch den Erwachsenen ist rechtmäßig anerkannt, er darf verurteilen, er darf Schlechtes von dem Kinde sagen, und diese Rechtmäßigkeit ermöglicht es ihm auch, das Kind zu schlagen."

Bei der Erörterung psychologischer Probleme unterscheidet Montessori zwei verschiedene Teile: ein Zentrum und eine Peripherie. Das Zentrum gehört dem Kind allein. Montessori geht darin so weit, daß sie nicht nur dieses zentrale Geheimnis für schwer durchdringbar hält, sondern sie hat gar nicht die Absicht, dorthin vorzudringen. „Was im Kinde vorgeht", so sagt Montessori, „ist das Geheimnis des Kindes und das müssen wir achten."

So verzichtet Montessori darauf, das Zentrum der kindlichen Seele zu erforschen und beschränkt sich darauf, der peripherischen Aktivität des Kindes mit äußeren Mitteln zu helfen. Nach Montessori ist diese Peripherie das einzige erkennbare Gebiet, zu dem wir als Erzieher in Beziehung treten können, und der Begriff der peripherischen Belehrung stellt deshalb auch eines der leitenden Prinzipien der Montessori-Methode dar.

Viele der Gedanken von Maria Montessori werden sich mit den Erziehungsgrundsätzen der Kinderfreunde berühren. Deshalb sollte jeder Helfer sich die Zeit nehmen, die Methode der großen Pädagogin kennenzulernen. Die Hefte „Montessori" bieten dazu ein wertvolles Hilfsmittel. Sie sollten in keiner Helferbücherei fehlen.

Feuilleton

Sozialistische Erzieher erzählen . . .

Pfingsten wollen wir auf Fahrt gehen. Alle Kinder müssen mitkommen; darum setzen wir dank einer Genossenspende nur den geringen Betrag von 2 Mk. für Fahrgeld, Verpflegung usw. fest. Unser Fritz — elfjährig, für sein Alter ein kleiner blasser Kerl — kommt einige Tage vor der Fahrt traurig zu uns und erzählt mit verhaltenen Tränen in der Stimme, er könne nicht mit. Die Schwester ist arbeitslos geworden, und nun hat die Mutter nur 8,05 Mk. durch das Wohlfahrtsamt in der Woche für alle drei zum Leben. — Fritz muß aber mit — unbedingt. Er braucht so nötig ein paar Tage in Luft und Sonne bei kräftigem Essen. Wir bitten Fritzens Mutter zu uns, um gemeinsam einen Ausweg zu suchen. Sie kommt, eine Arbeiterfrau — eine von den vielen Tausenden, die mit der täglichen Not schwer ringen müssen. Sie will ihren Jungen so gern mitschicken; wir sehen aber ein, es ist fast unmöglich. Jetzt hat sie noch etwas über 3 Mk., und das muß über die Feiertage — noch ganze 4 Tage für 3 Personen reichen. Für die „Feiertage" — ist das nicht Ironie, bittere Ironie? Das langt kaum für Brot, Margarine und Kartoffeln.

Da fällt uns ein, Fritz spart doch bei uns seit Monaten fürs Zeltlager. Jeden Sechser, jeden Groschen, ja jeden Pfennig, den er für kleine Botengänge fürs „Einholen" von Nachbarn erhält, hat er bei uns abgeliefert und sich für seine Sparkarte Marken gekauft. Wir holen das Kontobuch, schlagen Fritzens „Konto" auf — Fritz rechnet: 10 mal 2 Pf. sind 20 Pf., 12 mal 5 Pf. sind 60 Pf. 9 mal 10 Pf. sind 90 Pf., 2 mal 20 Pf. sind 40 Pf. Das macht zusammen 2,10 Mk. Mutter weiß davon nichts. Er hat das ganz heimlich gespart fürs Zeltlager, nichts davon vernascht. O — das ist ihm gar nicht so leicht gefallen! Er bekam ja so selten Leckereien, und so ein elfjähriger Junge hat auf solche Dinge immer einen unbändigen Appetit. „Mutter soll es nicht so schwer fallen, nachher das Geld fürs Zeltlager auf einmal zu bezahlen". Er möchte damit gar nicht gern herausrücken, lieber jetzt auf die Pfingstfahrt verzichten (dabei guckt er weg), „damit nur das Zeltlager was wird". — — „Fritz, löse ruhig dein „Konto" auf, bis zum Zeltlager sind noch mehrere Wochen. Wir schaffen es schon gemeinsam, daß du mitkommst". —

Mutter Schneider weiß nichts zu sagen. Wortlos öffnet sie ihr Portemonnaie — legt eine Mark hin, sagt endlich leise — schluckend: „Alles soll der Junge nicht hergeben. Wir behelfen uns schon, wenn er fort ist." Sie geht. Fritz kommt noch einmal schnell zurück, sagt mir leise ins Ohr: „Gib mir bitte noch 10 Pf. von meinem Spargeld — ich will Mutter von der Pfingstfahrt eine Karte schreiben."

Irmgard Hauch.

Einer von vielen!

Eine Alltagstragödie

Seine Eltern sind Sozialdemokraten. Das allein? Man muß wissen, wie lange sie bei uns sind, wie lange sie unserer Sache dienen. Der Mann ist seit 25 Jahren Gewerkschaftler. Was hat das damals bedeutet? Wie war man der Verfolgung durch andere ausgesetzt, wie mußte man kämpfen, um sich die Stelle im Betrieb zu erhalten! Er kämpfte und arbeitete unermüdlich, des Druckes, der von oben kam, nicht achtend.

Und 20 Jahre schon ist er bei der Partei. 20 Jahre — ein halbes Menschenleben, kämpfte er in zäher, unermüdlicher Kleinarbeit für den Sozialismus, arbeitete er für die Partei.

Ich kenne diese lieben Leute gut. Wir wohnen im gleichen Häuserblock, in einem herrlichen Gemeindebau. Schöne Rasenflächen bilden den Garten, säumen

das Planschbecken. Hier kann eine neue Jugend aufwachsen. Eine aufrechte, gerade Jugend, deren erste Eindrücke Licht, Sauberkeit und Sonne sind. Es ist auch einer von diesen; ein schöner, junger Mensch, der wie geschaffen ist, Sozialist zu sein. Und nun das Entsetzliche, Unfaßbare: dieser junge Mensch, stark, sonnverbrannt, Sohn überzeugter Sozialdemokraten, er, der Symbol einer neuen Zeit sein könnte, ist heute ein wütender Nationalfaschist, ein Reaktionär.

Wie entsetzlich diese Tatsache auf den Vater gewirkt hat! Sein Sohn Nationalsozialist! Sein Sohn stellt sich ihm entgegen; er hat ihn einfach verloren und mit ihm seinen Ruf. Die Mutter: wie bitter, wie unfaßbar ist das alles. Wie ma sie ihn gebeten haben, nur um eines: doch den Vater nicht zu kränken.

Vielleicht war es so: Der Vater ist ein Arbeiter, dessen Arbeit sein Leben war. Nichts sonst. Abgerackert und müde ist er, und trotzdem ist er einer der vielen „unbekannten" Vertrauensmänner, die eigentlich Träger unserer Partei sind. Und seine Mutter? Eine kleine zarte Frau, verliebt in ihr eigenes Kind, weil er das einzige ist, was sie besitzt. Sie übt, wie die meisten Frauen unserer Zeit — vorausgesetzt, daß sie nicht arbeitslos sind —, drei Berufe aus. Sie ist Angestellte eines Betriebes, Wirtschafterin eines Haushalts und Mutter ihres Kindes. Wird ihr das nicht zu viel? — Zuviel? Nein! Es ist viel, sicher! Aber zu viel? Sie liebt ihren dritten Beruf so sehr, daß die Freude an ihm alles Ungemach der ersten zwei einfach wegzulöschen imstande ist. Sie übt ihn mit einer solchen Begeisterung, mit einem so großen Maß an Hingabe und Liebe aus, daß sie das Wesentlichste dabei vergißt: die Erziehung ihres Kindes. Vernachlässigt sie es? O nein! Es war immer das gepflegtetste unter allen Kindern. In der Schule hat der Bub gut und brav gelernt. Und er war immer, schon als ganz kleiner Junge sehr „artig" und sehr lieb. Sie wußte nicht, was sie ihrem Jungen alles geben sollte, und in dem einen Punkt stimmten beide, Vater wie Mutter überein: aus ihm sollte einmal etwas „Besseres" werden. Das war der Wunsch dieser ehrlichen, überzeugten Anhänger unserer Partei, die ihren Sozialismus im Hirn und Herzen tragen und nicht nur in ihrem Parteibuch...

Es sollte ein Irrweg werden: ihr Kind ist nun, wo es fast Freund sein könnte, beinahe Feind geworden. Aber das ist ja nur einer unter vielen.

Oh, wie verblendet seid ihr Eltern, wenn ihr glaubt, euren Kindern damit etwas Gutes zu tun! Ihr, die ihr klassenbewußte Arbeiter seid, seht es gern, wenn euer Kind mit Kindern „feinerer" Leute verkehrt. Ihr seid zwar tätig in der Partei, gehört zu den Revolutionärsten, wenn an Diskussionsabenden Fragen der Wirtschaftspolitik behandelt werden, ihr seid aber die Konservativsten in der Familie.

Ihr dürftet eigentlich nicht entsetzt sein, wenn euer Kind auf der Straße, auf der es seine ersten Gehversuche machte, nun stramm allein weitermarschiert und Gegner des Sozialismus wird.

So besorgt ihr um euer Kind seid — das Entscheidende vergeßt ihr! Ihr kümmert euch wohl um das Aeußere eures Kindes, nicht aber um seine Seele. Euer Kind geht weg, und in der Angst, es allein zu wissen, wißt ihr nicht, wie viele Ermahnungen ihr ihm mitgeben sollt. „Gib acht, wenn du über die Straße gehst! Schau auf den Weg! Komm bald nachhause!" So und ähnlich sind eure Reden. Aber weit seltener kontrolliert ihr, wohin das Kind geht, in welcher Gesellschaft es sich befindet. Ihr habt in Wahrheit viel zu wenig Bindung mit euren Kindern, kennt sie nicht. Wundert euch nicht, wenn sie dann eines Tages Nazi werden. Ihr dürft in der Sorge um eure Kinder nicht ihre Seele vergessen! Ihr dürft nie vergessen, daß ihr dafür verantwortlich seid, daß ihr großen Anteil haben sollt an der Entwicklung ihres Charakters.

Lebt euer ganzes Leben mit euren Kindern! Laßt sie teilhaben an allem, was euch angeht, nicht zuletzt an eurer Arbeit, an euren Sorgen. Trennt nicht Parteiarbeit und Familie. Ihr sollt die ersten sein, die sie politisch schulen. Ihr sollt sie vorbereiten, damit sie das beenden, was ihr begonnen habt.

Es wurde hier nur ein Fall erzählt, von dem kleinen Arbeiter und dem roten Gemeindebau. Aber diese kleine Geschichte soll uns allen eine Warnung sein: wir müssen uns mehr um unsere Kinder kümmern. Alle proletarischen Eltern müssen den Kinderfreunden helfen, damit alle für uns, für den Kampf um unsere große Sache gewonnen werden.

Stella Hasselböck.

Schriftleiter: *A. Stein.* — Verantwortlich für den Inhalt: *Max Schmidtbauer*, Berlin. — Verlag: J. H. W. Dietz Nachf., G.m.b.H. — Druck: Vorwärts Buchdruckerei. Sämtlich: Berlin SW 68, Lindenstr. 3